

GINA BUCHER

DER FEHLER, DER MEIN LEBEN VERÄNDERTE



*Von Bauchlandungen,
Rückschlägen und
zweiten Chancen*



PI

PER



MEHR ZUM AUTOR

KLICKEN SIE HIER FÜR

 MEHR BÜCHER

 MEHR TRAILER

 MEHR LESEPROBEN

 MEHR INFORMATIONEN

Mehr Informationen unter www.piper.de
auf Facebook und Twitter



*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*

Für U.

ISBN 978-3-492-97966-5

© Piper Verlag GmbH, München 2018

Covergestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Covermotiv: H. Armstrong Roberts/ClassicStock/Getty Images

Datenkonvertierung: Uhl + Massopust, Aalen

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalt

Motto

Prolog mit Fragen

Balanciert und ausgerutscht ***Über die Krux von Berufsrisiken***

Wie eine Ärztin über ihre Arbeit denkt, nachdem sie einen Behandlungsfehler entschuldigte

Die Krankenschwester, die nicht mehr schweigen will

Der Jungunternehmer, der Scheitern aus Gründersicht erklärt

Wie man nach einer falsch ausgefüllten Steuererklärung über Pech und Glück denkt

Der Bankräuber, der keiner sein wollte

Der Pyrotechniker, der fahrlässig einen Brand verursachte

Der Mann, der sich in seiner Arbeit verlor

Gewütet und bereut ***Über die Kraft der Wut und des Rauschs***

Der Mann, der seine Familie verlor

Der Kleinkriminelle, der zu Gott fand

Der Mann, der achtzehn Jahre im Gefängnis war

Der Heroinabhängige, der mit vierzehn Drogen
ausprobierte und nie mehr davon loskam

Der Jugendliche, der seinen Opfern vor Gericht begegnete

Der Mann, der lebenslänglich im Gefängnis war

Verliebt, vertraut, verdrängt

Über die Neugier auf der Suche nach Liebe und Lebenssinn

Der Zeuge Jehovas, der plötzlich Fragen stellte und sich
mit den Antworten nicht mehr zufriedengab

Der Mann, der sich mit HIV ansteckte

Die Millionärin, die einem Hochstapler vertraute

Der Mann, der sich immer wieder verschuldete

Der Vater, der möchte, dass sich seine beiden Söhne einmal
kennenlernen

Was man denkt, wenn man ein zweites Mal Heroin nimmt,
obwohl man genau weiß, dass das ein Fehler ist

Der Mann, der seiner Familie nach dreißig Jahren von
seinem Doppelleben erzählte

Epilog mit Antworten

Bibliografie

Dank

Anmerkungen

*»Wenn du ein zum Scheitern Berufener bist, so scheitere
vor allem nicht irgendwie.«*

Henri Michaux*

*Henri Michaux, *Eckpfosten*,
aus dem Französischen von Werner Dürrson
© Carl Hanser Verlag München 1982

Prolog mit Fragen

Auf einer FuckUp Night in Berlin-Mitte 2017: Eine lange Schlange vor dem Lokal, dicht gedrängtes Publikum drinnen – alle wollen jene hören, die sich auf die Bühne stellen, um von ihren gescheiterten Geschäftsideen zu erzählen. Meistens ernten sie viel Applaus: weil sie mutig über ihr Scheitern sprechen, weil sie davon erzählen, was sie aus ihren Fehlern gelernt haben. Fehler zuzugeben hat hier nicht den Anstrich einer angestrengt optimistischen Selbsthilfegruppe, sondern ist Treibstoff für neue Ideen. Solche FuckUp Nights finden als Eventformat in immer mehr Städten statt, organisiert werden sie meist von Leuten der Gründerszene.

An diesem Abend erzählen zwei Männer im lässigen Start-up-Sprech von ihren beruflichen Niederlagen. Ein Dritter aber erzählt von seinem – wie er es selbst formuliert – »persönlichen« Scheitern: Erfolgsverwöhnt hätte er sich nie Gedanken zu einer Karriere gemacht, er war immer der Beste, wurde stets befördert. Bis ihm diese zwar beschwingte, aber letztlich ziellose Karriere zu langweilig wurde und er ein Studium begann. Womit er jedoch kläglich gescheitert sei (zu anspruchsvoll der Stoff, zu alt er selbst), was ihm eine Depression einbrachte, die schließlich sechs Jahre andauerte. Jetzt erst baue er langsam sein Selbstbewusstsein wieder auf. Auch deswegen stehe er heute auf der Bühne einer solchen FuckUp Night. Wie es weitergehen soll? Unklar, Hauptsache langsam. Eine berührende Geschichte mit viel Lampenfieber und noch mehr Charme erzählt. Doch interessant ist die Reaktion des Publikums. Das applaudiert zwar auch bei seiner Geschichte, und auffallend viele (Frauen!) stellen ihm im Anschluss Fragen. Doch aus dem

Gemurmel der Zuhörer und draußen bei den Rauchern ist bald zu hören: Diese Geschichte gilt nicht als FuckUp, »das kann doch jedem passieren«, sagt einer zu seinem Kumpel und nimmt einen Schluck Bier.

Auch wenn das Scheitern in den letzten Jahren zu einem feuilletonistischen Modethema geworden ist – als Small Talk eignet es sich noch lange nicht. Richard Sennett bezeichnete es Ende der Neunzigerjahre als »das große moderne Tabu«. Groß verändert hat sich daran nichts, im Gegenteil: In unserer Kultur wird nach wie vor ungern über Fehler, Fehlentscheidungen, Naivität oder zu große Risiken gesprochen – besonders, wenn sie das eigene Privatleben nachhaltig erschüttern. Es sei denn, es sind kleinere Fehler, mit denen sich gut kokettieren lässt (die hohe Buße für viel zu schnelles Autofahren etwa). Oder Fehler, die konstruktiv genutzt oder kapitalisiert werden können, weil sie zu einer Erfindung, einer positiven Überraschung oder einem anderen glücklichen Zufall führen.

Es gibt Bereiche – weniger Lebensbereiche als vielmehr Berufsgebiete –, die essenziell vom Fehler leben: etwa die Wissenschaft, die durch Irrtümer Unwissen verkleinert und Wissen festigt; das Design, das durch Fehler patentierbare Zufälle entdeckt; überhaupt die Kunst, die vom Fehlermachen und Scheitern zehrt, um sich an der Wirklichkeit zu reiben. Bis zu einem gewissen Grad die Wirtschaft, die Fehler als Motor für Innovation erkannt hat und durch Risiken Niederschläge bewusst in Kauf nimmt, um Märkte effizienter zu erschließen. Ein Stück weit vielleicht auch der Sport, wenn Niederlagen zum Sieg anspornen – Stanislas Wawrinkas linker Unterarm mit dem tätowierten Beckett-Zitat erzählt bei jedem Tennismatch davon: »Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better.« (Immer versucht. Immer gescheitert. Egal. Versuche es wieder. Scheitere wieder. Scheitere besser.)

Was aber ist mit den Fehlern und gescheiterten

Lebensträumen, die einfach nur wehtun? Die zuerst einmal keinen – und womöglich auch später nicht – direkten Nutzen mit sich gebracht haben, außer dass man »fürs Leben« gelernt hat? Die ganz grundsätzlich hinterfragen, wer man denn eigentlich ist und warum? Wie geht es Menschen, die eine ganz persönliche Niederlage erlitten haben? Deren Leben seither einen Riss bekommen hat, weil das Leben seine Leichtigkeit verloren hat?

Die Suche nach Fehlergeschichten: Es ist nicht ganz einfach, Menschen zu finden, die über Risiken und ihre Nebenwirkungen sprechen. Fehler, Schuld, Sühne, Scham sind schließlich Begriffe, die in unserer europäischen Kultur moralisch stark aufgeladen sind. Auch deswegen hatte ich bei jedem Gespräch selbst das Gefühl zu scheitern: weil ich als Gegenüber immer Gefahr lief, moralisch angehauchte Fragen zu stellen. Durch mein Fragen repräsentiere ich bis zu einem gewissen Grad immer auch die Gesellschaft, die hören möchte, ob und wie jemand bereut, ob und wie sich jemand bestraft fühlt, ja, wie es überhaupt so weit hat kommen können? Oft verbunden mit dem Anspruch, ob man denn wenigstens etwas gelernt hätte?

Gut möglich aber, dass man aus Fehlern gar nicht so sehr lernt, wie der Volksmund behauptet. Und nur weil die Wirtschaft ein flottes Narrativ gefunden hat, über Fehler öffentlich zu reden, und eine möglichst offene Kultur des Scheiterns pflegen will, heißt das noch lange nicht, dass die Gesellschaft bereit ist, entspannt übers Fehlermachen zu sprechen. Aus Fehlern lernt man nicht unbedingt, aber Irren ist menschlich. Wie würden wir über Fehler sprechen, wenn nicht ständig nach deren Sinn und Zweck gefragt würde?

Dieses Buch versammelt in drei Kapiteln Begegnungen, die vom Fehlermachen als Alltagserfahrung erzählen. Sie

beschreiben exemplarisch, wie das Leben spielen kann, wie man auf die Schattenseite des Lebens geraten – und durchaus auch wieder in die Sonne zurückfinden kann. Dabei ging es nie darum, wer genau wie Schuld am Fehler trägt. Vielmehr stand am Anfang jedes Gesprächs die Frage: Was ist passiert? Gefolgt von der in meinen Augen weitaus wichtigeren Frage: Wie kommt man da wieder raus? Denn Fehlermachen bedeutet immer auch, Verantwortung zu übernehmen.

Wer wie über Fehler spricht, entscheidet oft der Kontext. Mit Fehlern umgehen kann man immer nur so offen und spontan, wie es die Rahmenbedingungen erlauben (»Balanciert und ausgerutscht: Über die Krux von Berufsrisiken«). Selbst wenn Ärzte ihren Chefärztinnen oder dem Krankenhaus gegenüber Fehler melden können, ist es noch einmal eine ganz andere Sache, wie sie den Patienten und ihren Angehörigen gegenübertreten – und damit auch sich selbst in die Augen sehen können. Da ist zum Beispiel die Ärztin, der ein Behandlungsfehler passiert ist. Sie wurde verurteilt und bestraft. Wie aber lebt sie viele Jahre später mit den Schuldgefühlen?

Gerade Fehler im zwischenmenschlichen Bereich können oftmals erst im Nachhinein verstanden werden, weil sich die Protagonisten in ihrem Kampf zwischen Vernunft und Emotion verloren haben (»Gewütet und bereut: Über die Kraft der Wut und des Rauschs«): Wie hat das alles passieren können? Da ist der junge Mann, der sich von seiner Gefängnisstrafe nicht beeindrucken ließ, aber plötzlich im Angesicht der Opfer realisierte, welches Leid er ihnen bei seinen Raubüberfällen zugefügt hatte.

Auch wer Freiheit auskostet, riskiert Fehler (»Verliebt, vertraut, verdrängt: Über die Neugier auf der Suche nach Liebe und Lebenssinn«): Manche/r handelt, als ob er oder sie komplett in seinem/ihrer Handeln frei wäre. Doch natürlich ist man nie ganz frei, sondern riskiert immer auch einiges mit seiner Freiheit. Da ist der Vater mit den zwei

Söhnen, die aber nichts voneinander wissen, weil der eine als Kuckuckskind in einer anderen Familie bei einem anderen Vater aufwächst. Und da ist der Mann, der zwanzig Jahre lang einer Sekte angehörte und plötzlich erkennt, dass er mit den Grundsätzen dieser Ideologie eigentlich gar nichts anfangen kann.

Natürlich sind die Geschichten jener, die bereit sind zu reden, am Ende meistens positive, weil sie sich mit den Konsequenzen ihres Tuns auseinandergesetzt und sich selbst stark hinterfragt haben. Viele von ihnen erzählen hier ihre Geschichte nicht unter ihrem richtigen Namen und mit verfremdeten Details. Besonders wenn ihr Tun Angehörige oder andere Menschen in Mitleidenschaft gezogen hat.

Die Abgrenzung zu »tragischen« Schicksalen oder Pech ist zuweilen schwer auszumachen. Überhaupt, was sind Fehler, und was ist Scheitern? Ich habe nach Menschen gesucht, die übers Fehlermachen sprechen. Gefunden habe ich oftmals Menschen, die auch vom Scheitern sprachen. Und jede Geschichte hätte auch anders erzählt werden können: Wer in einer Hauptsache scheitert, muss nicht automatisch auch in Nebengeschichten verlieren und umgekehrt.

Balanciert und ausgerutscht

Über die Krux von Berufsrisiken

»Was passiert ist, hat alles verändert.«

Wie eine Ärztin über ihre Arbeit denkt, nachdem sie einen Behandlungsfehler entschuldigte

Knapp an der Stadtgrenze einer größeren deutschen Stadt, hier wohnt Ava Keller in einem Doppelhäuschen, das zu einem einzigen umfunktioniert wurde. Der Mann außer Haus, der Sohn mit einer Spielzeugpistole zu den diesjährigen Karnevalhits im hellen Wohnzimmer herumfuchtelnd. Draußen im Garten stochern fünf Hühner mit ihren Schnäbeln in der winterharten Wiese – Ava Keller lacht und sagt, dass sie gerne auch Schafe halten würde, ein kleiner Bauernhof in der Stadt, warum nicht? Sie brüht Tee auf, Pfefferminztee, und legt Limettenschnitze daneben. An der Wand hinter ihr hängen Fotos mit vielen lachenden Gesichtern.

Auch wenn das Leben von Ava Keller wieder in Ordnung ist, hadert sie immer noch mit ihrem Fehler an einer Patientin, der ihr vor sechzehn Jahren passierte. Sie erzählt sachlich, wie das geschah, und dennoch hat sie mehrfach Tränen in den Augen, die sie sich heimlich wegwischt. Unmittelbar nach dem Studium arbeitete sie als Ärztin im Praktikum in einer Uniklinik einer größeren Stadt in Norddeutschland, auf einer Station, auf der ausschließlich Chemotherapien an Krebspatienten verabreicht wurden. Schon nach drei Monaten führte sie Therapien selbst aus, weil sie alleine – lediglich mit einer noch unerfahreneren Kollegin – auf der Station war. Beide noch nicht als Ärztinnen anerkannt, aber die Arbeit war eben trotzdem zu tun – wie

das im Berufsalltag halt so ist. Nicht zum ersten Mal also verabreichte Ava Keller während jenes Freitagsdiensts vor sechzehn Jahren eine Chemotherapie an eine ältere Patientin.

Diese Chemotherapien werden üblicherweise über die Venen gegeben, aber es gibt auch Therapien, die in das Gehirnwasser hineingegeben werden. Dafür wird ein Stich hinten zwischen den Wirbeln gemacht, um eine Spritze ins Rückenmark zu setzen. Das habe ich getan, und das hat auch alles gut funktioniert. Die Spritzen, die wir verabreichten, wurden jeweils in einem anderen Raum für alle Patienten zurechtgelegt. Bei der zweiten Spritze an jenem Freitag merkte ich plötzlich, dass etwas nicht stimmte: dass die erste Spritze, die ich bereits gegeben hatte, für die Vene bestimmt war und nicht fürs Gehirnwasser.

Zuerst konnte ich überhaupt nicht einschätzen, wie schlimm das ist: Welche Konsequenzen hatte dieser Fehler für die Patientin? Ich suchte sofort meinen Kollegen vom Nachtdienst, der zum Glück noch da war. Er war deutlich erfahrener und alarmierte alle: den Neurologen, den Chef der Klinik, den Oberarzt. Sie verlegten die Patientin sofort auf die neurochirurgische Intensivstation, wo sie ihr das Gehirnwasser spülten. Niemand wusste, ob das klappen würde. Die Frau war ungefähr 73 Jahre alt und nicht sterbenskrank. Sie wäre normal wieder gesund geworden. Das weiß man natürlich bei solchen Tumoren nie, aber ihre Chancen standen vor diesem Ereignis sicher nicht schlecht.

Danach habe ich sie dort ein paarmal besucht. Auch noch, als sie wieder auf eine normale Station verlegt wurde. Ich hatte mich entschuldigt, hatte ihr gesagt: Ich habe etwas falsch gemacht. Wir sehen zu, dass wir das wieder hinkriegen. Ich hatte ihr erklärt, dass ich die Chemotherapie verwechselt hatte, dass ich die Spritze für die Vene ins Gehirn gespritzt hatte. Niemand wusste, was

passieren wird. Zu Beginn ging es ihr noch gut, dann aber begannen nach und nach die Lähmungen, die dieses Medikament verursachte. Das war das Bittere: In der ersten Woche, als nichts passierte, hoffte ich noch. Doch als die Fingerspitzen, dann die Hände taub wurden, die Zehenspitzen und dann die Füße, wusste ich, dass das nichts Gutes verhiess. Die Nerven sind außen am sensibelsten, sodass also Lähmungen peripher passieren, von außen zum Zentrum des Körpers, auch wenn der Schaden am Rücken passierte. Woche für Woche wurden die Lähmungen mehr.

Meine Besuche bei ihr wurden immer schrecklicher. Weil sie natürlich durchaus merkte, wie bitter ich meinen Fehler bereute. Was sie überforderte, da ich ja – nicht direkt, aber insgeheim – eine Art Absolution von ihr einforderte. Das war nicht gut für uns. Weder für sie noch für mich. Deswegen hörte ich mit den Besuchen irgendwann auf. Weil ich es nicht aushalten konnte, da reinzugehen und zu sehen, wie es ihr von Tag zu Tag schlechter ging, wofür ich verantwortlich war. Und weil ich umgekehrt gemerkt habe, dass ihr meine Besuche auch nichts bringen. Im Gegenteil, ich konnte ihr damit lediglich zeigen, wie sehr ich mich quälte. Sie konnte mir aber keine Absolution erteilen, weil das, was da mit ihr passierte, so viel schlimmer wog, dass das in keiner Relation zu meinem Befinden stand.

Auch mit ihrer Tochter hatte ich danach direkt gesprochen. Sie war insofern vorgeschädigt, als dass sie nun zwei querschnittsgelähmte Elternteile zu Hause hatte, zwei Pflegefälle, beide durch medizinische Fehler. Ihre Mutter war zuletzt bis zum Hals gelähmt. Sie konnte die Arme nicht mehr bewegen und wurde zum Schwerstpflegefall. Sie hatte eine sehr geringe Lebensqualität.

Der Chef der Klinik rief mich direkt danach an: »Frau Keller, das tut mir sehr leid, dass Ihnen das schon so früh passieren muss.« Darüber war ich zuerst sehr irritiert.

Aber im Prinzip hatte er nicht unrecht: Jedem passieren Fehler, das ist so. Und natürlich haben auch wir Ärzte eine Fehlerrate. Nur wird sie uns nicht zugestanden. Die Erwartungshaltung an die Ärzte ist nach wie vor riesig: Einerseits sind wir nicht mehr die Götter in Weiß – zum Glück! –, trotzdem erwarten die Patienten, dass man arbeitet wie ein Gott. Nämlich fehlerfrei. Obwohl jeder weiß, dass kein Mensch hundertprozentig richtig arbeitet.

Das funktioniert nicht. Denn Fehler werden stets unterschiedlich bewertet. Wenn ich davon erzähle, versteht das jeder: Spritzen verwechselt, beide lagen nebeneinander, beide sahen gleich aus. Das bleibt ein Fehler, keine Frage. Aber da denkt jeder, gerade die Kollegen: Zum Glück ist mir das nicht passiert. Und auch: Das kann einfach jedem passieren. Doch wenn es einen selbst oder einen Angehörigen trifft, dann sieht man das plötzlich ganz anders. Das verstehe ich auch. Wenn mir als Patientin jemand etwas Falsches geben würde, dann hätte ich dafür auch kein Verständnis. Patienten brauchen ein Grundvertrauen zu ihrem Arzt oder ihrer Ärztin. Diesen Widerspruch finde ich sehr schwierig auszuhalten.

Das wusste offenbar auch mein damaliger Chef. Worüber er seufzte, war der Zeitpunkt: So jung, wie ich war, hatte ich noch keinen Ausgleich, den ich dagegensetzen konnte. Würde mir jetzt wieder ein solcher Fehler unterlaufen, wäre das immer noch sehr furchtbar. Ich könnte aber immerhin eine Liste machen mit Menschen, die ich gerettet habe. Doch wenn man jung ist, hat man noch keine Plus-Seite: Ich konnte meinen Fehler mit nichts aufwiegen. Hatte ich doch mit der Motivation studiert und angefangen zu arbeiten, Menschen zu helfen. Wenn man dann genau das Gegenteil tut und sich dafür sogar vor anderen Menschen und vor Gericht verantworten muss, ist das harter Tobak. Das war genau das Gegenteil von dem, was ich wollte.

Dieser Fehler passierte kurz vor dem Wochenende: Alles

ging sowieso drunter und drüber auf der Station, alle wollten nach Hause. Zum Glück vermittelte mir meine Kollegin, die an jenem Tag mit mir arbeitete, eine Psycho-Akut-Intervention. Sie kannte jemanden auf der Abteilung für Psychosomatik und sprach mit ihrem ehemaligen Chef, sodass ich gleich am nächsten Tag eine Stunde bei ihm bekommen habe. Die ersten zwei Wochen war ich arbeitsunfähig, zwei Jahre lang besuchte ich einen Psychotherapeuten und diskutierte mit ihm die Schuldfrage: Wie komme ich mit der Schuld zurecht, wie kann ich damit leben?

Ich schämte mich vor mir selbst so wahnsinnig. Da hat mir die Psychotherapie sehr geholfen. Denn da ist keiner, vor dem man sich irgendwie schämen muss. Deswegen ist es mir ja auch so schwergefallen, meinen Freunden und vor allem meiner Familie davon zu berichten. Während ich bei der Psychotherapie jemandem Professionellen gegenüber sitze, der dafür Geld kriegt. Wie der mich beurteilt, ist mir eigentlich völlig wurscht, weil ich ihn so ja nicht kenne. Ich erwarte von ihm keine Gegenliebe in irgendeiner Form. Das hat mir gutgetan.

Die Scham ist immer noch da. Deswegen möchte ich auch öffentlich keine Namen nennen. Weil ich mich immer noch dafür schäme, dass ich jemanden derart stark geschädigt habe. Obwohl sich diese Scham- und Schuldgefühle relativiert haben. Ich weiß, dass ich zwar einen Fehler gemacht habe, aber dass auch andere Fehler machen. Dass es leider zum Leben dazugehört, Fehler zu machen. Und dass das in meinem Fall maximale Konsequenzen hatte. Die Frage ist auch: Wer will das hören? Und das andere ist immer auch die Angst. Wenn man versucht, die eigene Seite darzustellen, wie man das selber erlebt hat, stellt man sich selber ja auch ein Stück weit als Opfer dar.

Mein Leid steht in keiner Relation zu dem Schaden, den ich angerichtet habe. Anders gesagt: Wenn ich die Patientin wäre, der das geschehen ist, würde ich zu mir selbst sagen:

»Du blöde Kuh! Stellst dich hin und sagst: Ha, ha, war die falsche Spritze.« Natürlich habe ich als Täterin auch ein Bedürfnis zu sagen, dass das für mich eine schwierige Situation ist und dass ich extrem darunter gelitten habe oder noch immer leide – dass sich mein ganzes Leben dadurch verändert hat. Und dass ich eigentlich glaube, dass das ein durchaus verzeihbarer Fehler war, der aber leider schreckliche Konsequenzen hatte. Doch würde ich das als Patientin auch so sehen? Die Patientin bleibt immer das Opfer.

Zuerst lief ein zivilrechtliches Verfahren wegen Schadenersatz, den die Klägerin auch ziemlich zügig bekommen hat. Als Krankenhaus ist man für solche Fälle über die Haftpflicht versichert. Etwa ein Jahr später begann der Strafprozess. Dagegen kann man sich nicht versichern. Dieser Prozess dauerte über sechs Jahre und versuchte herauszufinden, wo die Schuld lag und wie groß sie ist. Was hätte man vermeiden können? War meine Handlungsweise grob fahrlässig oder nur fahrlässig? Nach über sechs Jahren wurde ich wegen fahrlässiger Körperverletzung verurteilt, wurde aber nicht vorbestraft. Ab 90 Tagessätzen ist man vorbestraft, ich kriegte ein paar Tage weniger, sodass meine Strafe nicht als Vorstrafe galt. Ich musste eine Geldbuße bezahlen und Sozialstunden ableisten.

Das Strafmaß war sehr überschaubar, das war nicht das Drama. Belastend war eher, wie langwierig ein solches Verfahren ist. Alle drei, vier Monate kam ich nach Hause und fand einen braunen Umschlag im Briefkasten. Wieder ein Gutachten, wofür irgendjemand meinen Fall aufgerollt hatte, der vorher nicht damit betraut war. Einer, der erneut alles prüfte, in zwei Tagen alles noch einmal ganz genau durchlas, mit der Beurteilung von jemandem, der gar nicht dabei war – manchmal waren auch Vorwürfe enthalten. An solchen Tagen fühlte ich mich meistens erst einmal mitgenommen. Ich schrieb meinem Anwalt meine Sicht der

Dinge, der dazu ein Schreiben aufsetzte und dieses weitergab. Dann war wieder Ruhe, ein halbes Jahr, vielleicht auch nur drei Monate. Bis wieder irgendwann so ein Umschlag im Briefkasten lag. So ging das ganze sechs Jahre.

Seither habe ich ein gestörtes Verhältnis zu Post. Das ist Psychoterror, da kommt man nicht zur Ruhe. Auch wenn man immer wieder zwischendurch ruhige Phasen hat. Es ist ja nicht so, dass man sechs Jahre lang ständig daran denkt. So ist es nicht. Aber die Angst bleibt. Weil man sich ständig überlegt: Was kommt dabei heraus?

Trotzdem hat mich unser Rechtssystem positiv überrascht. Bis dahin hatte ich immer gedacht, dass Gerichtsverfahren und Staatsanwälte einem immer nur an den Kragen wollen. Doch alle, die an diesem Verfahren beteiligt waren, waren extrem differenziert im Umgang mit den Fakten. Vor Gericht wurde mir nie das Gefühl gegeben, ich sei böse und müsse bestraft werden. Obwohl die Anwälte und Richter keine Mediziner waren, hatte ich den Eindruck, dass sie sich wirklich bemühten, diesen Fall von allen Seiten zu beleuchten. Und sie haben sich auch sehr menschlich gezeigt. Ich glaube sogar, die Richter hätten komplett auf eine Strafe verzichtet, wenn sie nicht Sorge gehabt hätten, dass die Medien das wiederum aufgreifen und sagen: Mediziner dürfen alles, und denen passiert nichts.

Als mich damals der ehemalige Chef der Klinik informierte, dass nun ein Verfahren gegen mich eröffnet wurde, wusste ich zuerst nicht, was zu tun ist. Als Mediziner hat man ja mit Gerichtsverfahren überhaupt keine Erfahrung. Ich schaute in die *Gelben Seiten* und erfuhr bald, dass eine Beratungsstunde 150 Euro kostet. Ich hatte ein Gehalt von 1000 Euro pro Monat. Glücklicherweise kannte ich vom Studium her einen Freund, dessen Freund in einer Kanzlei mit Spezialgebiet medizinische Strafverfahren arbeitete. Sein Chef war

Universitätsprofessor für Medizinrecht, eine Koryphäe auf seinem Gebiet. Er bekam das damals mit und versprach, sich meinen Fall anzusehen. Und dieser ältere Herr, dem tat das leid. Er half mir zu einem günstigeren Tarif. Das hat natürlich immer noch sehr viel Geld gekostet, aber er war absolut seriös, und das war sehr angenehm. Die Gegenseite packte alles aus, was sie irgendwann über mich zu hören bekommen hatte, warum ich an jenem Tag schlecht drauf gewesen wäre und psychisch neben mir gestanden hätte und ich weiß nicht was alles. Mein Rechtsanwalt dagegen war sehr sachlich. Er hat auch zugesehen, dass ich kein offenes Gerichtsverfahren bekam und dass man einen Vergleich suchte. Er war für mich ein wichtiger Anker. Ich weiß nicht, was ich ohne ihn gemacht hätte.

Das Gericht war der Meinung, dass eine solch junge Ärztin, die noch nicht einmal richtig zugelassen war, nicht hundertprozentig alleine die Schuld tragen könne. Und in dem Gerichtsverfahren ging es am Ende hauptsächlich darum, dass der Oberarzt seine Haut retten wollte. Er behauptete, dass das, was ich da zu tun hatte, völlig adäquat für meinen damaligen Ausbildungsstand gewesen wäre. Ich sei bestens vorbereitet, aber offenbar in einer labilen psychischen Situation gewesen. Und das sei mein Pech gewesen. Während ich der Meinung war, dass alles, was man hätte tun können, um diesen Fehler zu vermeiden, nicht getan worden sei. Zwar hatte ich diesen Fehler gemacht, aber es war mir auch wirklich leicht gemacht worden. Ich habe nie verfolgt, welche Konsequenzen das Verfahren für den Oberarzt hatte, da es für mich keine Auswirkungen gehabt hätte.

Gut ging es mir in dieser Zeit natürlich nicht. Anfangs katastrophal, da war ich kurz davor, mir das Leben zu nehmen. Das war schon heftig. Es hat sicher geholfen, unmittelbar mit jemandem über Schuld reden zu können. Wie geht man damit um: mit Schuld, mit schlechtem Gewissen? Warum zum Beispiel fiel mir das offenbar

schwer? Es gab Kollegen, die das sicherlich besser weggesteckt hätten. Es gibt ganz unterschiedliche Wege, um mit Schuld zurechtzukommen. Das lernt man ja bereits in Familiensituationen. Da gibt es bestimmt auch Menschen, die das besser lernen, da bin ich sicher. Wenn man aber nicht so ein Mensch ist und so etwas passiert – und man ist jung –, dann kann das wirklich sehr, sehr schwierig sein.

Nach den ersten zwei Wochen Krankschreibung arbeitete ich wieder in der Uniklinik. Der Oberarzt meinte sinngemäß: »Schön, dass Sie wieder da sind. Wenn mir etwas passiert, hilft mir die Arbeit am besten, damit zurechtzukommen.« Das empfand ich als sehr zynisch.

Ich hatte mir lange überlegt, ob ich überhaupt wieder dort arbeiten kann. Doch ich war mir sicher: Wenn ich nicht gleich wieder arbeiten gehe, dann nie wieder. Ich wollte weitermachen und einen Umgang damit finden, mit dem ich gut leben konnte. Diese Geschichte ging damals durch die Klinik, jeder wusste davon. Auch wenn ich heute mit Kollegen von damals telefoniere, weil sie unterdessen im niedergelassenen Bereich arbeiten oder Chef in einer anderen Klinik sind, begrüßen sie mich mit: »Ja, ja, ich weiß, wer Sie sind.« Das ist das, was bleibt.

Wenn man sich auf eine neue Stelle bewirbt, wird man auf dem Standardfragebogen gefragt, ob gegen einen ein Verfahren läuft. Sechs Jahre lang habe ich dort »Ja« angekreuzt. Das heißt, immer, wenn ich mich woanders vorgestellt habe, durfte ich im Vorfeld meine Geschichte erzählen, denn spätestens beim Einstellungsgespräch oder bei der Personalabteilung kam das auf den Tisch. Die Reaktionen waren immer sehr verständnisvoll: Die Ärzte kennen das alle. Will heißen: Wenn jemand einem was Böses will, kann er das gegen einen ausnutzen – aber verstehen tun sie es alle. Überhaupt sind mir seither so viele Geschichten zugetragen worden ... Die meisten haben Glück gehabt: Entweder ist es nicht rausgekommen oder

die Konsequenzen wogen weniger schwer als bei mir. Aber Fehler passieren, natürlich.

Deswegen bin ich damals auch zurückgegangen: Ich wollte die Möglichkeit haben, mich nochmals unter Beweis zu stellen – ohne diesen Stempel zu tragen. Unterdessen, sechzehn Jahre später, weiß ich, dass das für mich richtig war, sofort wieder zur Arbeit zu gehen. Anfangs habe ich keinem davon erzählt. Weil ich mich so geschämt habe. Weil ich dachte, das kann ich keinem erzählen. Nur ein paar Kollegen haben das mitbekommen. Nach und nach haben es Freunde erfahren, auch meiner Familie habe ich es gesagt. Es hat mir keiner Vorwürfe gemacht, überhaupt nicht, zu keinem Zeitpunkt. Ich musste vor allen Dingen selbst damit klarkommen und für mich lernen, einen Fehler gemacht zu haben. Das zu lernen ist schwierig.

Ich weiß zwar inzwischen, dass ich auch viel Gutes getan habe. Trotzdem würde es mir nie – ich glaube zu keinem Zeitpunkt – leichtfallen zu sagen, ich habe diese Frau zu etlichen Lähmungen, vielleicht zum Tode geführt, und das lässt mich kalt. Das wird nie passieren. Das geht einfach nicht. Wie wenn man versehentlich jemanden anfährt: Sie fahren mit dem Auto, Sie biegen rechts ab. Sie machen vielleicht sogar einen Schulterblick, aber Sie reagieren nicht schnell genug und überfahren ein Kind. Damit klarzukommen, egal wie sehr das jeder versteht – man muss selbst damit klarkommen, dass man jemanden auf dem Gewissen hat.

In den letzten Jahren ist mir aufgefallen, dass vor allem erstaunlich viele Männer deutlich besser mit Fehlern zurechtkommen. Viele sagen etwa, das sei nun mal Berufsrisiko. Sie sagen, wenn ich den Job mache, dann stirbt halt auch mal einer. Das sehe ich – und auch viele Kollegen und Kolleginnen – nicht so. Ich kenne etliche Kollegen, die deswegen den Beruf gewechselt haben, weil sie sagen: Ich habe einen Fehler gemacht und komme damit überhaupt nicht klar. Ich will diese Verantwortung

nicht mehr. Ich will am liebsten in einem Geschäft an der Kasse sitzen. Ich kann das nicht mehr: jeden Tag zu wissen, wenn ich nicht hundertprozentig da bin oder einfach mal nicht aufpasse, irgendetwas übersehe, überlese, nicht die richtige Assoziation habe usw., dass da jemand sterben oder Schaden nehmen kann. Denn wenn das Berufsrisiko darin besteht, dass man Menschen, die mitten im Leben stehen und eine Familie haben, schädigt, dann bleibt es trotzdem dabei, dass man jemanden geschädigt hat. Egal, ob einem das im Beruf oder außerhalb des Berufs passiert. Wenn ich jemanden verletze, dann verletze ich ihn. Und wenn das durch meine Unachtsamkeit geschieht, egal, ob ich beim Autofahren nicht aufpasse oder im Job, bleibt das für mich als Gefühl dasselbe.

Die Schuldgefühle sind heute immer noch da. Anfangs waren sie viel, viel größer, viel präsenter. Jetzt sind sie weniger präsent, weil ich sie bis zu einem gewissen Grad rationalisieren konnte. Mit dem Wissen darum, dass das jedem passieren kann und dass man auch viel Gutes getan hat, relativiert sich das. Denn diese Liste, die ich erwähnt habe, mindert die Schuld schon: dass man über die Jahre merkt, ich habe auch viel Gutes geleistet. Auch wenn das damals ein Fehler war, dafür habe ich aber ... dieses Wiedergutmachschema, das funktioniert durchaus. Die Schuld ist zwar immer noch da, aber ich kann damit leben. Aber: Seitdem das passiert ist, habe ich diese Leichtigkeit verloren, die ich immer hatte. Die Grundeinstellung »Ach, alles wird gut werden!« oder »Wird schon nicht schiefgehen!«. Ein solcher Spruch kommt mir nicht mehr über die Lippen! Denn was passiert ist, hat alles verändert. Auch wenn man irgendwann aufhört, tagtäglich darüber nachzudenken, und es diese Präsenz vom Anfang verliert.

Auch die Prioritäten haben sich seither verändert. Arbeit, Beruf, Karriere waren mir anfangs sehr wichtig. Durch diese Erfahrung aber habe ich realisiert, dass ich nicht nur darauf bauen kann, dass Familie und Freundschaft